

Die kirchlichen Traditionen des Antijudaismus manifestierten sich auch in Bildern – nicht zuletzt in der Darstellung der Kirche als strahlende Braut und der Synagoge als blinde, verhärmte Frau. Bilder des Judentums sind heute allorts in Kirchen zu finden – darunter immer noch solche, die ein antijüdisches Bildprogramm perpetuieren. Wie ist mit dieser aktuellen Last umzugehen?

Redaktion: Otto Friedrich

Von Markus Himmelbauer

Das Judentum gehört zur Identität des Christentums, zu seinem Inneren. So nannte es Papst Johannes Paul II. 1985 bei seinem Besuch in der Synagoge Roms. Am Beginn des Konzilsdekrets *Nostra aetate* (1965) bezeichnen die Konzilsväter das „Band“, das Christentum und Judentum verbindet, mit denselben Worten, mit denen die Kirche das Band der Ehe benennt. Nach katholischem Verständnis: Es gibt nichts, das noch stärker zusammenhalten soll, etwas das noch dauerhafter sein soll wie dieses. ^N

Wo und wie ist dieses Innere und Identität Stiftende in unseren Kirchen zu finden? Man muss es nur sehen und erkennen. Etwa das Ewige Licht in jedem katholischen Gotteshaus, in dem das eucharistische Brot – Christus in Brotgestalt – aufbewahrt wird. Das Ewige Licht – *Ner Tamid* – brannte einst im Tempel von Jerusalem. Wir finden es heute in jeder Synagoge nahe dem Lesepult, der *Bima*, als Zeichen der ewigen Anwesenheit Gottes.

In manchen Kirchen stehen die vier hebräischen Buchstaben des Gottesnamens. Etwa auf dem Altartisch der evangelischen Kirche Bad Goisern (OÖ), dort allerdings überhöht durch ein Bild des Auferstandenen, bekrönt mit einem Medaillon „INRI“ (für *Jesus Nazarenus Rex Iudaeorum*). Ein historisches Foto zeigt, dass dies nicht immer so war. Der Gottesname stand ursprünglich im Strahlenkranz an der Altarspitze: der Name, der über allen und über allem steht. So wäre es theologisch und ikonografisch korrekt.

Ambivalente Symboliken

In der katholischen Pfarrkirche Salzburg-Gneis steht am Altar eine unübersehbare Menora am Altar. Der siebenarmige Leuchter ist ebenfalls eine Tradition von Bundeszelt und Tempel und hat als Wappen des Staates Israel hohe symbolische Bedeutung für das Judentum. In der Gneiser Pfarre ist dies auch ein Zeichen des bußfertigen Gedenkens an die Opfer des Kirchenpatrons Johannes Capistran: 1453 ordnete dieser als Inquisitor in Breslau an, 41 Jüdinnen und Juden am Scheiterhaufen zu verbrennen und die übrige Gemeinde aus der Stadt zu vertreiben. Im Mittelpunkt der Basilika Maria Puchheim (OÖ) finden wir am höchsten Punkt der Vierung ebenfalls eine Menora, als Hintergrund des Tempelgangs der Heiligen Familie, „um alles zu tun, was das Gesetz des Herrn vorschreibt“ (Lukas 2). Eine Symbolik, die entdeckt werden will.

In den Krippen des Salzkammerguts ist auch die Beschneidung Jesu dargestellt, durch die das Jude-Sein Jesu seinen sichtbaren Ausdruck findet. Der Theologe Norbert Reck schreibt dazu: „Dass Jesus Jude war, ist nichts Neues. Aber seine Treue zur Tora, die keine Abstriche am Judentum machte, war für die christliche Theologie immer ein Problem. Sie versuchte, Jesus aus dem Judentum herauszuheben, und schuf einen immer abstrakteren Christus, der mit dem irdischen Jesus kaum noch etwas zu tun hatte. Die spirituelle Kraft der Quellen, aus denen Jesus schöpfte, blieb dabei immer mehr auf der Strecke.“



Gottesname nach unten

Heute steht in der evangelischen Kirche von Bad Goisern (OÖ) der hebräische Gottesname am Fuß des Altars (li.), ursprünglich stand er theologisch und ikonografisch korrekt – auf der Altarspitze (re.).

Foto: Markus Himmelbauer



Foto: Unbekannt; Quelle: evangelisch-in-goisern.at/geschichte-neuere-zeit.html

Bilder des Judentums: Wer in Kirchen danach sucht, wird viel entdecken. Manch Erstaunliches, manches zum Nachdenken. Und bisweilen überkommt einen das Grauen.

Mehr als tausend Worte



Unter „Rom, die Juden, wir“ beschrieb am 10.10.1964 Friedrich Heer die katholischen Versuche, Antijudaismus zu überwinden, siehe furche.at.



Wenn hier das Motiv des „Zwölfjährigen Jesus im Tempel“ in Erinnerung gerufen wird, haben alle dasselbe Bild im Kopf: ein Kind im Licht, erhöht sitzend, die erschreckten und verwirrten Schriftgelehrten belehrend. Und das, obwohl der Evangelist Lukas genau das Gegenteil schreibt: Jesus „saß mitten unter den Lehrern, hörte ihnen zu!“ Die Abwertung der Tora findet ihren Ausdruck in der Gegenüberstellung von „Gesetz und Gnade“, wie es Lucas Crnach als Lehrbild dargestellt hat. Dieses reformatorische Motiv ist etwa in Hörching und Obernberg am Inn (OÖ) zu finden, in der Salzburger Stiftskirche St. Peter als Grabmal des Wilhelm Alt und ein großes

Fresko an der Bartholomäuskirche Ranten (ST). Drastisch ist die Ablehnung der Tora auf einem Flügelaltar in der evangelischen Peter und Paul-Kirche in Schlading: Paulus durchtrennt sie mit einem Schwert.

Die Zerstörung der Tora ist das umgekehrte Motiv zu einer so genannten Hostienschändung – die Vernichtung dessen, was der anderen Religion am wertvollsten ist. In diesem Fall die für Jüdinnen und Juden grundlegende Gegenwart des Ewigen in seiner Heiligen Weisung. Nur ist die so genannte Hostienschändung stets eine Einbildung und Unterstellung der christlichen Mehrheit gewesen; die Zerstörung der Tora ist eine Darstellung dessen, was im theologischen Denken und in der Praxis vielfach tatsächlich geschehen ist.

Ein theologisches Gewaltkonzept

Das „Lebende Kreuz“ ist wohl die brutalste Darstellung des christlich-jüdischen Verhältnisses. Das Bildmotiv zeigt vier Hände, die aus den Kreuzesbalken wachsen. Diese veranschaulichen die Gaben des Kreuzestodes Jesu: Nach oben wird mit einem Schlüssel das Tor zum himmlischen Jerusalem geöffnet, unten mit einem Hammer die Pforte der Unterwelt zerstört. Rechts – vom Kreuz aus gesehen – wird eine Frau – Ecclesia, die Kirche – gekrönt und empfängt in einem Kelch die Gnaden des Blutes Christi. Zur Linken wird eine andere Frau – Synagoga, das Judentum – mit dem Schwert durchbohrt, also ermordet. Ein theologisches Gewaltkonzept hat hier seine bildliche Darstellung gefunden. Unbeeindruckt und unkommentiert wird in unseren Tagen unter genau diesen Darstellungen Gottesdienst gefeiert: in Thörl (K), in Millstatt (K) und in Allerheiligen bei Wildon (ST). In abgemilderter Form der Gegenüberstellung von Ecclesia und Synagoga auch in der Kirche Namen Jesu in Wien-Meidling und in den Stiften Rein und Voralp (ST).

„Die Zerstörung der Tora ist das umgekehrte Motiv zu einer so genannten Hostienschändung – die Vernichtung dessen, was der anderen Religion am wertvollsten ist.“



Problematische Ikonografie: Tabernakel in der Kapelle des Don-Bosco-Hauses in Wien-St. Veit: Aus einer dunklen Wurzel (stilisierte jüdische Menora) erwächst in Gold der Weinstock als Symbol des Christentums.

Foto: Markus Himmelbauer

Eucharistie-Patrozinien haben bisweilen auch eine jüdenfeindliche Ursprungslegende. Etwa die „Heilig-Blut-Kapelle“ in Pfarrkirchen bei Bad Hall (OÖ), die Wallfahrtskirche Heiligenblut zum Heiligen Andreas in Raxendorf (NÖ) und die mächtige Heilig-Blut-Kirche in Pulkau (NÖ). Auch zwei Generationen nach dem Konzil wird dort nicht offen kommuniziert und es gibt keine sichtbaren Akzente für eine erneuerte Haltung zum Judentum. Dafür wohl Ausreden: Wer betrachtet und versteht die alten Bilder heute noch inhaltlich und nicht nur ästhetisch? Man hat sich daran gewöhnt. Oder sie sind verdeckt, wie die Tafelbilder in Pulkau. Und doch: Gerade Gottesdienst feiern setzt auf die Wirkmacht des Unsichtbaren. Das Gift einer gewalttätigen Vergangenheit bleibt in den Bildern und in ihrem Ungeist gegenwärtig. Und es sind ja nicht nur schreckliche Geschichten – immer gab es dabei auch konkrete jüdische Menschen als Opfer christlich motivierter Gewalt.

Wenn sich Christinnen, Christen und die Kirchen das Judentum nicht als ihr Inneres aneignen, sondern als das Andere darstellen, geben sie es frei für Ausgrenzung und Abwertung. Mit den Evangelisten und den Aposteln – die Apostelkreuze erinnern an sie – und mit Maria, der Mutter Jesu, und ihrer Mutter Anna begleiten jüdische Frauen und Männer die Kirchen und ihre Gläubigen. Moses und Petrus stehen als Vorbild auf dem Altar der evangelischen Pfarrkirche in Stadtschlaining (B). Und der Grundstein der Stadtpfarrkirche St. Michael in Schwanenstadt (OÖ), der bei einer Heilig-Land-Wallfahrt um 1900 vom Ölberg mitgebracht wurde, erzählt: Das Fundament der Kirche liegt in Jerusalem.

Der Autor ist Pfarrassistent (leitender Seelsorger) in Seewalchen/OÖ und war Geschäftsführer des Koordinierungsausschusses für christlich-jüdische Verständigung.